

Predigt anlässlich des Schwesternjubiläums der Herrenberger Diakonieschwestern am 13. September 2009 (14. Sonntag nach Trinitatis) in der Herrenberger Stiftskirche

Es gilt das gesprochene Wort

Predigttext: Lukas,17-11-19

(11) Und es begab sich, als er nach Jerusalem wanderte, dass er durch Samarien und Galiläa hinzog. (12) Und als er in ein Dorf kam, begegneten ihm zehn aussätzigte Männer; die standen von ferne (13) und erhoben ihre Stimme und sprachen: Jesus, lieber Meister, erbarme dich unser! (14) Und als er sie sah, sprach er zu ihnen: Geht hin und zeigt euch den Priestern! Und es geschah, als sie hingingen, da wurden sie rein. (15) Einer aber unter ihnen, als er sah, dass er gesund geworden war, kehrte er um und pries Gott mit lauter Stimme (16) und fiel nieder auf sein Angesicht zu Jesu Füßen und dankte ihm. Und das war ein Samariter. (17) Jesus aber antwortete und sprach: Sind nicht die zehn rein geworden? Wo sind aber die neun? (18) Hat sich sonst keiner gefunden, der wieder umkehrte, um Gott die Ehre zu geben, als nur dieser Fremde? (19) Und er sprach zu ihm: Steh auf, geh hin; dein Glaube hat dir geholfen.

Liebe Festgemeinde, liebe Jubiläumsschwestern,

„Bei uns lässt man keinen allein“ – so hat es eine der diesjährigen Jubilarinnen ausgedrückt, als sie vor einigen Tagen im Evangelischen Gemeindeblatt auf die 60 Jahre in der Herrenberger Diakonieschwesternschaft zurückgeblickt hat: Und sie fügt hinzu: „Ich bin dankbar, dass mich Gott den Weg geführt hat“. Der Bericht eröffnet Leserinnen und Lesern einen kleinen Einblick in das Leben einer Herrenberger Schwester. Mit großem Interesse habe ich gelesen, wie vor 60 Jahren der Weg in eine solche Dienst- und Lebensgemeinschaft geführt hat. „Melden Sie sich in Herrenberg“, - so lautete die Empfehlung des Pfarrers von Schmie, in dessen Familie Schwester Elfriede als Kinderkrankenpflegerin tätig war. Gehört, getan. Am 3. Oktober 1949 begann der Weg, den Gott geführt hat.

„Bei uns lässt man keinen allein!“ Ich vermute und hoffe sehr, dass alle 20 Jubilarinnen, die heute auf 25, 40, 50, 60 oder gar 65 Jahre Mitgliedschaft in der Schwesternschaft zurückblicken, das so oder ähnlich bezeugen können. Glückliche zu preisen, wer so etwas von sich sagen kann: „Bei uns lässt man keinen allein!“ Völlig anders sieht die Lebensgeschichte der zehn Männer aus, von denen uns der Evangelist Lukas erzählt. Zehn kranke Männer. Sie waren aussätzig – und sie waren allein. Mit sich und ihrer Krankheit. Wer zu den Zeiten Jesu aussätzig war, galt als unrein. Und wer unrein war, wurde vom Leben im Dorf ausgeschlossen. Ausgegrenzt zu einer Schicksalsgemeinschaft – verbannt an Orte der Krankheit und des Todes. Für uns heutzutage ist das nur schwer vorstellbar. Aber manche Jubilarinnen sind in der Zeit aufgewachsen, in der Menschen mit Behinderung in

grauen Bussen an Orte des Todes verschleppt wurden. „Lebensunwert“, - so lautete das Urteil der menschenverachtenden Ideologie des Naziregimes.

„Unrein“ – so standen die zehn Männer im Ghetto des Aussatzes. Sie erleben „von ferne“ wie Jesus in ihr Dorf kam. Dort, wo sie so gerne mitleben würden. Es mag ein Dorf gewesen sein, an der Grenze zwischen Galiläa und Samaria. Dort, wo Juden und Samariter neben- und miteinander lebten. Irgendwie scheinen sie erfahren zu haben, wer der war, der da in Sichtweite Einzug hielt. Die Kunde von der Wunderkraft Jesu hatte sich ausgebreitet wie ein Lauffeuer. Was sie nicht zu hoffen wagten, wird Wirklichkeit. Und so nützen sie die Gunst der Stunde und tun das einzige, was ihnen bleibt: sie rufen aus der Ferne: »Jesus, Meister, erbarme dich unser!« Was mag das für ein Ruf gewesen sein. Sie, die sonst rufen mussten (Lev 13,45): „Unrein, unrein“, um die anderen Menschen vor ihrem Aussatz zu warnen, sie schreien ihre ganze Not über die Felder. Wie aus einer Kehle ertönt ihre Hilfeschrei: »Jesus, Meister, erbarme dich unser!«

Sie wählen die Sprache der Psalmen. In den Klagepsalmen bitten die Beter Gott um sein Erbarmen (vgl. Ps 41,5; 51,3): Gott sei mir gnädig nach deiner Güte! Herr, sei mir gnädig und heile meine Seele. Man fühlt sich erinnert an Bachs Kantate: „Es ist nichts Gesundes an meinem Leibe“, mit der der fünfte Evangelist die Sprache der Psalmen so eindrücklich vertont. Die zehn Aussätzigen flehen von ferne Jesus um Erbarmen an. Es ist der Schrei derer, die aus der Gottesferne um Hilfe flehen. Und dieser Hilfeschrei ist getragen vom Vertrauen, dass Gott in Jesus gegenwärtig ist, dass er die Beter hört und ihr Flehen erhört. Sie schämen sich nicht und rufen weithin hörbar: Wir brauchen Hilfe.

Es ist einer der Momente, in denen Menschen alle Scham und Scheu ablegen, um vor Gott ihre Not auszubreiten. Vielleicht erkennen wir darin unsere eigene Situation. Wie lange braucht es im Leben eines Menschen, bis er sich traut seine Not zu zeigen und um Hilfe zu bitten? Wer auf Krankenstationen oder in hilfebedürftigen Familien seinen Dienst versieht, die weiß, wie schwer es uns Menschen manchmal fällt, unsere Not zu zeigen und um Hilfe zu bitten.

Wie oft hören Sie, liebe Schwestern – und seit einiger Zeit, gibt es ja auch diakonische Brüder, wie oft hören Sie und wir alle den Satz. Vielleicht denken wir ja selber so. Ja niemandem zur Last fallen! Die zehn aussätzigen Männer sehen das anders. Sie trauen sich. Aus dem Ghetto der Krankheit und des Todes schreien sie sich ihre Not von der Seele. Aus der Gottesferne rufen sie: »Jesus, Meister, erbarme dich unser!« Liebe Mitchristen, manchmal genügen ganz wenige Worte. Wir nennen das Stoßgebete. Und das dürfte wohl jede und jeder unter uns kennen. Es gibt Situationen und Augenblicke, in denen bleibt nur das Stoßgebet. Keine langen Litaneien oder wohlfeile Sprache. Sondern nur einfach: Erbarme dich meiner. In den Ostkirchen ist es das Herzensgebet, das die orthodo-

ten Geschwister beten: Jesus Christus, erbarme dich meiner! Das genügt! So zeigen es uns die zehn aussätzigen und ausgegrenzten Männer!

Lukas erzählt nichts davon, dass Jesus sie hört. Jesus sieht zu den Männern hinüber. Die Evangelien erzählen oft davon, dass Jesus die Menschen ansieht und ihnen so Ansehen schenkt. Jesus sieht die Männer an. Und wieder ist es die Sprache der hebräischen Bibel, die davon spricht, dass Gott das Elend der Menschen sieht und sich ihrer erbarmt. Gott wendet sich den Menschen zu. Die Heilung geschieht durch die Begegnung. Und durch die Beauftragung durch Jesus: »Geht hin, und zeigt euch den Priestern!« Das ist auffällig. Die Aussätzigen gehen den Weg, den üblicherweise nur die Geheilten gehen. Sie gehen als Kranke den Weg der Gesunden. Eine Auslegerin schreibt sehr schön: „Die aussätzigen Männer beten mit den Füßen, jeder Schritt ist ein Bekenntnis des Vertrauens.“ Die Aussätzigen beten mit den Füßen. Sie vertrauen der Zusage Jesu und sie machen sich auf den Weg. Und es geschah, als sie hingingen, da wurden sie rein. Sie wurden rein! Es geschieht ihnen. Keine Reinheitsrituale. Keine Tauchbäder. Keine Waschungen. Während sie gehen, heilt Gott. Der Evangelist umschreibt den Gottesnamen. Die Theologie nennt dies ein „göttliches Passiv“. Die Schritte des Vertrauens wendet Gott in das Wunder der Heilung. Die aussätzigen Männer beten mit den Füßen und Gott wendet ihre Not.

Vielleicht kann das zum Bild werden für auswegslose Situationen. Wenn wir nicht mehr ein noch aus wissen. Wenn der nächste Schritt im Dunkel der Zukunft liegt und wir uns fragen, ob der Weg vor uns ein gangbarer Weg sein kann. Die zehn Männer rufen ihre Not hinaus und im Vertrauen auf Jesu Zusage gehen sie den Weg, der eigentlich unmöglich ist. „Was bei den Menschen unmöglich ist, das ist bei Gott möglich“ – so heißt es in der Jahreslosung aus dem Lukasevangelium. (Lukas 18,27). Manchen mag das zu einfach sein. So als ob jedes Vertrauen automatisch die Erfüllung unserer Wünsche mit sich bringen würde. „Gott erfüllt nicht alle unsere Wünsche, sondern alle seine Verheißungen“, so heißt es in einem berühmten Wort von Dietrich Bonhoeffer. Ich stell mir vor, wie schwierig der Weg der zehn Männer gewesen sein wird. Wie gesagt, nach den Vorschriften der Tora müssen sie alle gesunden Menschen warnen: „Unrein, unrein!“. Und erst als Reine – so sagt es das Gesetz (Lev 14,2) – erst als Reine sollen sie sich den Priestern zeigen. Und so müssen sie ein weiteres Mal all ihren Mut und ihr Vertrauen zusammennehmen, wenn sie sich als Unreine auf den Weg zu den Priestern machen. Bei den Menschen ist es unmöglich, was sie tun. Im Vertrauen auf das Wort des Meisters gehen sie ihren Weg. Sie wissen nicht, ob das ein gangbarer Weg ist. Aber sie gehen ihn.

Verlassen wir für ein paar Augenblicke die zehn Männer und bedenken wir, ob deren Vertrauen ein Bild sein kann für unser ganz persönliches Leben, aber auch für uns als Gemeinde, als Diakonieschwesternschaft, als Landeskirche. In vielen Kirchenbezirken der Reutlinger Prälatur und der ganzen Landeskirche denken die Verantwortlichen und die Gremien darüber nach, wie es in den nächs-

ten Jahren weitergehen kann. Wir wissen nicht, ob die Wege, die wir in den nächsten Jahren gehen wollen oder meinen, gehen zu müssen, ob diese Wege gangbare Wege sind. Zu viele Unsicherheiten lauern am Wegesrand bei den Entscheidungen, die anstehen. Welche Gebäude werden wir erhalten können? Haben wir die Kraft, haben wir die haupt- und ehrenamtlich Mitarbeitenden, die finanziellen Mittel, die wir für den Dienst brauchen? Manche – nicht alle – aber doch manche wichtige kirchliche und diakonische Arbeit hängt davon ab, wie wir sie finanzieren können. Manches Gemeindegebäude werden wir wegen der zurückgehenden Mitgliederzahlen nicht mehr benötigen. Aber was tun, wenn da sehr viel Engagement und sehr viel Herzblut dranhängt? Kommt da einer, wie damals in dem kleinen Dorf zwischen Galiläa und Samaria, kommt da einer, dem wir unsere Nöte zurufen dürfen, der uns ansieht und uns einen klaren Auftrag gibt? Ob wir mit den Füßen beten dürfen? Die Jahreslosung ermutigt uns dazu und eben auch die Geschichte der zehn aussätzigen Männer, die sich aufmachen aus ihrer Isolation und der Zusage Jesu vertrauen.

Von ihnen erzählt Lukas, dass sie rein wurden. Und wir dürfen davon ausgehen, dass sie das getan haben, was das Gesetz von ihnen fordert und ihnen ermöglicht. Wer rein ist, wird wieder aufgenommen in die Gemeinschaft, geht in den Tempel, betet dort und bringt seine Dankopfer dar. Das werden auch die zehn getan haben. Sie werden – getreu dem Motto der diesjährigen Jubiläumsveranstaltung – „Gott die Ehre geben“. Davon freilich erzählt Lukas nichts. Und deshalb erscheint nur der zurückkehrende Samariter als dankbar und die neun anderen als undankbar. So wird es auch in manchen Gemälden der Kunstgeschichte festgehalten (z.B. Evangeliar von Echternach; vgl. Bester, GPM 98, S. 420). Vielleicht ist aber das Besondere des dankbaren Samariters, dass er als Einziger zurückkehrt an den Ort der Ausgrenzung und des Todes. Er nimmt als Einziger den Weg, den er Schritt für Schritt im Vertrauen ging, noch einmal unter seine Füße und gibt Gott die Ehre. „Danken“, so schreibt aus Ausleger, „danken ist die Fähigkeit, den Weg, den man gemacht hat, noch einmal zurückzugehen.“ So geschieht es auch in den Dankliedern des Psalters. Sie schauen zurück auf die Not, aus der Gott errettet hat. Das Besondere des Samariters ist, dass er mit gesundem Leib und geheilter Seele zurückkehrt an den Ort der Isolation, der Krankheit und des Todes.

Die Dankbarkeit und der Glaube führen den geheilten Samariter zurück an den Ort des Todes, von dem er aufgebrochen ist. Dort fällt er Jesus zu Füßen. Jesus lässt sich ein auf den Weg des geheilten Samariters. Er spricht ihm die Heilung zu: „Steh auf, geh hin, dein Glaube hat dir geholfen!“ Du bist nicht mehr krank. Du bist geheilt. Der Ort der Krankheit und des Todes, der Ort der Ausgestoßenen, es ist nicht mehr dein Ort. Steh auf, geh hin! Die Krankheit, der „Tod mitten im Leben“ hat keine Macht mehr über dich. Steh auf, steh auf zur Auferstehung mitten am Tage, mitten im Leben. Hier lässt dich keiner mehr allein!

Amen

Prälat Dr. Christian
Planie 35, 72764 Reutlingen